Mehr bäuerliche Selbstversorgung : eine agrarpolitische Strategie der Zwischenkriegszeit

Autor(en): **Baumann, Werner**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale**

Band (Jahr): **15 (1998)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-872007

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Werner Baumann

Mehr bäuerliche Selbstversorgung

Eine agrarpolitische Strategie der Zwischenkriegszeit

John Berger hat in seinem bedeutenden historischen Nachwort zu «SauErde» eine intakte Bauernschaft *(peasantry)* als «die einzige Klasse mit eingebautem Widerstand gegen die Konsumgesellschaft» bezeichnet.[1] Er meinte damit einerseits ihre Doppelstellung am Rand der Gesellschaft: «Soweit er [der Bauer] den nötigen Überschuss produzierte, war er in das geschichtliche ökonomisch-kulturelle System integriert. Soweit er sich selbst ernährte, stand er am Rande des Systems.»[2] Diese Doppelstellung implizierte in den Augen zahlreicher Beobachter auch, dass der Bauer sich teilweise mehr an traditionalen als an den gesellschaftlich vorherrschenden Normen orientierte, oder wie der Agrarstatistiker Hans Brugger 1951 formulierte: «Wo das Erwerbsprinzip das tief im bäuerlichen Denken verwurzelte naturalwirtschaftliche Bedarfsdeckungsprinzip noch nicht verdrängt hat, da wird die Selbstversorgung auch in den Fällen aufrechterhalten, in denen sie vom reinen Rentabilitätsstandpunkt aus aufgegeben werden müsste.»[3] Bergers These liess sich also objektiv durch die sozioökonomische Stellung begründen und/oder subjektiv durch eine bäuerliche Mentalität.

Ist Bergers These richtig, und mit welcher Begründung? ist meine eine Frage. Und meine andere: Wenn in den 1930er Jahren vermehrte Selbstversorgung propagiert wird – wird dann die Bauernschaft aus der sich entwickelnden Konsumgesellschaft hinausgedrängt und ihr Traditionalismus bestärkt? Um diese Fragen zu beantworten, möchte ich – als Rahmen – die allgemeine Entwicklung der Landwirtschaft und der Agrarpolitik unter dem Gesichtspunkt der Selbstversorgung des Landes Schweiz skizzieren; darauf werde ich die bäuerliche Selbstversorgung auf Betriebsebene thematisieren und dann die neue agrarpolitische Strategie der 1930er Jahre darstellen, die unter dem Schlagwort «Rückzug in den Betrieb» segelte, schliesslich nach deren Auswirkungen fragen.

In früheren Jahrhunderten produzierte die Landwirtschaft in erster Linie für die nächste Umgebung. Eisenbahn und Kühlschiffe schufen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Weltagrarmarkt, der in der Schweiz eine tiefgreifende Produktionsverlagerung zur Folge hatte: Der Getreidebau – der im Gebiet der Schweiz schon seit Jahrhunderten ergänzender Importe bedurft hatte – schrumpf-

te, er diente fast nur noch der immer stärker dominierenden Viehwirtschaft (Stroh, Futter) und der Selbstversorgung der Bauern. Führend war der Milchsektor, der 20% seiner Produktion (30% der Marktproduktion) in Form von Käse und Kondensmilch exportierte – die Landwirtschaft wurde ein Stück weit zur Exportwirtschaft, während gleichzeitig das Land etwa ein Drittel seiner Nahrungsmittel (in der Bilanz fast die Hälfte der Kalorien) importierte. Der Erste Weltkrieg schnürte den Weltmarkt ein und beeinträchtigte ab 1917 auch die Versorgung der Schweiz; der Hunger zeigte zum ersten Mal seit hundert Jahren wieder seine Fratze. Was soll die Landwirtschaft produzieren: was am besten rentiert oder was im Land in Notzeiten am dringendsten gebraucht wird? Diese Frage beherrschte in den 1920er Jahren die agrarpolitische Debatte.

«Der Krieg ist der überzeugendste Lehrmeister in land- und volkswirtschaftlichen Fragen», schrieb der Bauernführer Ernst Laur 1916.[4] Joseph Käppeli, Chef der Abteilung für Landwirtschaft, forderte in diesem Sinn nach dem Krieg, die Viehwirtschaft sei «auf das zulässige Mass» zurückzudrängen und der Ackerbau auszudehnen.[5] Der Staat hatte in Käppelis Augen die Aufgabe, Massnahmen zur Sicherung der Brotversorgung in Krisenzeiten zu ergreifen – nicht billiges, sondern sicheres Brot war wichtig. Unter diesem Gesichtspunkt wurde auch die lange Auseinandersetzung um die Getreideordnung geführt, bei welcher die eher zweitrangige Monopolfrage zeitweise das Wesentliche in den Hintergrund drängte. Der Bundesrat erläuterte in seiner Botschaft von 1924, warum er «aus Gründen der Landesversorgung wie aus nationalen und politischen Erwägungen» den Getreidebau erhalten und weiter ausdehnen müsse. Die Getreideordnung solle die Lehren der Kriegszeit aufnehmen, ein «Werk der Verständigung» sein, «Stadt und Land aufs neue verbinden und dem Volke die Gemeinsamkeiten seiner Interessen vor Augen führen».[6]

Die politische Lösung der Getreidefrage erzeugte zwar noch grosse Turbulenzen, bis sie 1932 endgültig unter Dach war; doch provisorische Lösungen sorgten dafür, dass der Bund den Getreidebau seit dem Krieg ununterbrochen subventionierte. Dieser ging so zwar nie auf das Niveau der Vorkriegszeit zurück, aber die Bauern der Voralpengebiete gaben ihn nach dem Ende des Zwangsanbaus wieder auf, und generell war er in den 1920er Jahren wieder rückläufig, weil er in vielen Gebieten den natürlichen Verhältnissen, der Parzellierung und den vorhandenen Geräten nicht angepasst war; grössere Betriebe waren allenfalls bereit zu investieren und ihn auszudehnen, kleinere gaben zumindest den Marktgetreidebau auf. Das Getreidegesetz von 1932 mit seinen Subventionen des Brotgetreides bewirkte zwar eine geringe Erweiterung des Brotgetreideanbaus um 14'000 ha von 1926 bis 1936, fast in gleichem Masse aber nahm der Futtergetreidebau ab. So dehnte sich die Milchwirtschaft wieder aus, während gleichzeitig der Export von deren

Produkten zwar wieder anstieg, aber die Vorkriegszahlen nicht mehr erreichte – eine strukturelle Überproduktion von Milch wurde immer deutlicher. Als in den 30er Jahren der Export vollständig einbrach und der grösste Kondensmilchhersteller Nestlé die Produktion fast ganz in Ausland verlegte, wurde der Getreidebau immer mehr auch zur notwendigen Ausweichproduktion für die krisengeschüttelte Landwirtschaft, die in den 1920er Jahren – im Gegensatz zur Industrie – nie richtig aus der Depression herausgekommen war.

1935 stellte Käppeli in einer nationalen Konferenz kategorisch fest: «In der Schweiz bietet einzig der Getreidebau noch grössere Ausdehnungsmöglichkeiten.»[7] Er wurde in seinen Bestrebungen unterstützt von der Gesellschaft schweizerischer Landwirte (GSL), in welcher die agrarische Bildungselite organisiert war, und von einer jungen Agronomengeneration, deren Exponenten Friedrich Traugott Wahlen (damals Direktor der Versuchsanstalt Oerlikon), Ernst Feisst (Vizedirektor der Abteilung für Landwirtschaft, ab 1938 Käppelis Nachfolger) und ein Stück weit auch Oskar Howald (Vizedirektor des Bauernverbands, ab 1939 Laurs Nachfolger) waren. Im Schosse der GSL wurde zu Beginn der 1930er Jahre die «Getreideschlacht» des faschistischen Italien diskutiert, die auf grosse Bewunderung stiess; eine Kommission studierte darauf, ob etwas ähnliches in der Schweiz möglich wäre. Man stellte fest, dass die Aufrufe des Bauernverbands zu vermehrtem Getreidebau bisher fast folgenlos geblieben waren. Die Gründe: Die Viehhaltung passe besser zu den hiesigen Verhältnissen und bringe raschen Geldumsatz, auf den v. a. die Kleinbauern angewiesen seien; z. T. habe es zu viele Obstbäume in den Fluren, teilweise fehlten Gebäude, Geräte und Zugkraft, teilweise auch der Wille und die Fähigkeiten.[8] Wahlen stellte im Bericht 1935 als Hauptargument für den Getreidebau die «beängstigende Lage des Marktes in Vieh, Milch und Milchprodukten» heraus, erwähnte ausserdem Risikoverminderung und Arbeitsbeschaffung sowie «schliesslich» die wirtschaftliche Landesverteidigung.[9]

Wahlen wurde, unterstützt von Feisst, in den 1930er Jahren zum Propagandisten einer Umorientierung der Produktion – sein Anbauplan im Zweiten Weltkrieg war lediglich eine Radikalisierung dieser Bestrebungen. Ohne dass es je klar ausgesprochen wurde, war ein gewisser Gegensatz zwischen Laurs weltmarktorientierter Konzeption und der auf inländischen Bedarf ausgerichteten dieser jungen Agronomen unverkennbar. Wenn jener vor zu grossen Hoffnungen auf die Umstellungsbereitschaft der Bauern warnte, so hielten diese von Anfang an einen gewissen Zwang für notwendig. Während Laur nun als Anwalt einer weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung erschien, plädierten seine Schüler für «Nationalwirtschaft», ein Schlagwort, das seit Beginn der 1930er Jahre die Runde machte. Vielen schien darin die Antwort auf die weltwirtschaftlichen Turbulenzen zu liegen; die Autar-

kiebestrebungen der faschistischen Staaten sprachen ebenso dafür wie die Stagnation der schweizerischen Exportindustrie und der Rückgang der Agrarexporte: Hatten diese 1913 noch 9,9% des schweizerischen Gesamtexports ausgemacht, so sanken sie in der ersten Hälfte der 1930er Jahre auf 7,7%, 1937/38 auf 5,2%.[10] In einem Vortrag 1934 grenzte Howald die «vernünftige Nationalwirtschaft» als «Bedarfsdeckungswirtschaft» ab von der «unbeherrschten Marktwirtschaft» einerseits, von Autarkie und Zunftstaat anderseits.[11] Die neue Agrarpolitik, die – aufgrund eines Postulats von Roman Abt – 1938 von der Bundesverwaltung ausgearbeitet und im Winter und Frühling 1939 im Parlament von einer breiten Allparteienallianz den Bauern und ihren Vertretern aufgedrängt wurde, war dann ein Versuch, die Landwirtschaft besser den Interessen der Exportindustrie und der Landesversorgung dienstbar zu machen durch vermehrte Regulierung und Produktionslenkung. (Diese Sicht steht, ich weiss, im Gegensatz zu den gängigen Vorstellungen, wonach die Bauern *ihre* Interessen dem Staat aufgezwungen haben. Sie kann hier aber nicht weiter ausgeführt werden.) Uns interessiert hier allerdings weniger dieser gesamtwirtschaftliche Rahmen als die Diskussionen um die Gestaltung des einzelnen Betriebs, die gleichzeitig geführt wurden. Es geht im folgenden nicht um die Selbstversorgung des Landes, sondern die Selbstversorgung des bäuerlichen Familienbetriebs.

Jahrhundertelang hatten die Bauern vornehmlich ihre Überschüsse auf den Markt geliefert. Gewisse Alpen- und Voralpengebiete haben in der Schweiz allerdings schon früh mit zielgerichteter Marktproduktion begonnen. Die oben erwähnte Umstellung verstärkte und verallgemeinerte die Marktorientierung. Als das Bauernsekretariat Anfang 20. Jahrhundert mit genaueren Untersuchungen anfing, gingen durchschnittlich 72% des Rohertrags der erfassten Betriebe auf den Markt; dieser Anteil stieg bis 1928/29 auf 83%. Die schweizerische Landwirtschaft lag damit hinter der schottischen (95%), dänischen (93%) und US-amerikanischen (87%), aber im europäischen Vergleich vorne.[12] Hinter der Durchschnittszahl verbargen sich allerdings regionale Unterschiede: am wenigsten marktorientiert waren die inneralpinen Täler (76% Marktproduktion), am meisten die Viehzuchtgebiete in den Alpen und die reinen Graswirtschaften (87% wie USA). Von noch grösserem Einfluss war die Betriebsgrösse: je grösser der Betrieb, desto grösser der Anteil der Marktproduktion.Allerdings lieferten auch die Kleinbauernbetriebe von 3–5 ha schon zu Beginn des Jahrhunderts zwei Drittel ihres Ertrags an den Markt. Bei den Kleinstbetrieben unter 3 ha sank dieser Anteil dann freilich schnell auf die Hälfte – auch sie waren aber damit noch mehr als reine Selbstversorgerbetriebe.[13] Umgekehrt bestritten die bäuerlichen Haushalte zu Beginn des Jahrhunderts etwa 60% ihrer Haushaltausgaben durch Selbstversorgung, im Laufe der 1920er Jahre sank der Anteil auf 55% – bei den reinen Graswirtschaften waren es 46%, in den

Tab. 1: *Endrohertrag* und Marktproduktion der wichtigsten Produktionszweige in der Schweiz 1928/30***

Produktionszweig	Anteil am Endrohertrag (in %)	Anteil für Selbstversorgung (in %)
Getreidebau	3,7	48
Weinbau	4,3	10
Obstbau	6,3	26
Pflanzenbau total	*20,2*	*38*
Milch	35,3	19
Rindviehmast	20,8	6
Schweine	12,7	23
Tierhaltung total	*79,8*	*19*

* Der Rohertrag stellt den Wert der verkauften und der im Haushalt konsumierten Produkte dar.

** Nach Hans-Ulrich Baumgartner, *Agrargeschichte und Agrarpolitik in der Zwischenkriegszeit 1920—1940,* Liz. Zürich 1981 (Ms.), 23.

inneren Alpen 66%. Zur vollen Selbstversorgung mit Gemüse, Kartoffeln, Brotgetreide und Fleisch waren 1939 lediglich 37% der Betriebe in der Lage, den Kleinstbetrieben fehlte dazu die Fläche, die auf Vieh und Milch spezialisierten Gebiete hatten den Ackerbau vielfach ganz aufgegeben. Andere Nebenzweige waren verbreitet: 64% der Betriebe hielten Schweine, 75% davon machten Hausschlachtungen – also fast jeder zweite Betrieb;[14] und 73% hielten Hühner, fast die Hälfte der Eier diente der Selbstversorgung.

Die Diskussion drehte sich jedoch v. a. um den Getreidebau. Nicht nur, weil er mit der Landesversorgung im Kriegsfall, sondern auch weil der mit ideologischen Vorstellungen über den Bauer ganz zentral verbunden war. Es hatte schon immer Gegner der Laurschen Modernisierungsstrategie gegeben, die in der forcierten Milchwirtschaft und der stärkeren Kommerzialisierung des Agrarsektors eine moralische und kulturelle Gefahr gesehen hatten. So betonte 1915 ein Gutachter des Bundes den «sittlichen Einfluss des Ackerbaus»: Er zwinge zur sparsamen Lebenshaltung, während das regelmässige Milchgeld die Bauern verleite, «von der Hand in den Mund zu leben».[15] Und Joseph Käppeli erklärte 1921, die Förderung des Getreidebaus diene nicht nur den Interessen des Landes, sondern erhalte auch die «bäuerliche Eigenart».[16]

In der Parlamentsdebatte um die neue Agrarpolitik 1939 wurde der Rückgang der Selbstversorgung des bäuerlichen Haushalts als abnormal bezeichnet: «Besondere Pflege und Aufmerksamkeit verdient die Wiedereinführung der allgemeinen Selbstversorgung des Haushaltes. In vielen Gegenden unseres Landes, das muss mit Bedauern festgestellt werden, sind der bäuerliche Gemüsegarten, der ‹Pflanzplätz› und der ‹Kartoffelplätz› vollständig verschwunden, ein durchaus abnormaler Zustand, der der sofortigen Korrektur bedarf.»[17] In die Kritik reiner Graswirtschaften, wo «selbst der Schnittlauch auf die Suppe» zugekauft werde, stimmte auch Laur ein u. a. mit dem Argument, dies verschlechtere die Ernährung der Bauernfamilie: «Gemüse, Sauerkraut und Speck, saure Milch u. dgl. verschwinden, und an ihre Stelle treten Teigwaren, Würste, sogar Zuckerzeug u. dgl. Die Bauernküche wird zur Arbeiterküche.»[18] Roman Abt, der mit der Industrie verbundene Initiant der neuen Agrarpolitik, ging im Nationalrat weiter: «Es ist wahr, diese reinen Graswirtschaften sind nicht mehr eigentliche Landwirtschaftsbetriebe. Ihre Tätigkeit erschöpft sich im Viehfüttern, Melken, Grasen, Düngen, Heuen und Mosten. Das ist selbstverständlich kein gesunder Landwirtschaftsbetrieb.»[19] Wieso diese Tätigkeiten nicht genügten, um einen «gesunden» Bauern zu konstituieren, schien ihm unnötig zu erklären. Abnormal, proletarisch, ungesund – ja eigentlich gar keine Bauern mehr waren die einseitigen Viehwirtschafter.

So konnte denn Howald in einem an die Bauern gerichteten «Lesebüchlein» 1934 u. a. mit Berufung auf Deutschland fordern, dass «auch der Schweizerbauer wieder mehr ‹Bauer› und weniger ‹Landwirt› sein muss, wenn die Verhältnisse in der Landwirtschaft sich bessern sollen»: «Der Bauer muss wieder mehr ein mit solider Denk- und Handlungsweise, d. h. mit einer echt bäuerlichen Gesinnung arbeitender Produzent sein und weniger ‹Geschäftlimacher›, ‹Vörteler›, ‹Händeler› und Spekulant. Er soll, ja er muss rechnen, darf aber nicht spekulieren. Er muss sich aus der Marktwirtschaft und der Marktverflechtung, soweit es seine finanziellen Verpflichtungen erlauben, etwas zurückziehen und seine Wirtschaft auf eigener Futterbasis, seinen Haushalt auf eigener Ernährungsgrundlage, seinen ganzen Betrieb auf eigener Scholle und eigener Kraft aufzubauen suchen. Das ist es, was wir als ‹Rückzug in den Betrieb› bezeichnen.»[20]

Der ideologische Aufwand war beträchtlich und lässt den Eindruck einer wirtschaftspolitischen Rückwendung aufkommen. Man knüpfte an alte Bauernregeln an: «Selbstgepflanzt und selbst gemacht, ist die beste Bauerntracht.» In den gleichen Texten, die bis jetzt zitiert wurden, taucht jedoch noch häufiger als «Scholle» der Begriff «rationell» auf. Was ist davon zu halten? Nun hatten zwar, seit Albrecht Thaer im frühen 19. Jahrhundert den rationellen Landwirt (gemeint war: Gutsbesitzer) gefordert hatte und besonders seit Laur die ökonomische Rationalität auf den (Klein-)Bauernbetrieb übertragen hatte,[21] viele den Begriff

«rationell» für alles Mögliche gebraucht – und sei es, um dem Zeitgeist Tribut zu zollen. Für Laur war es freilich – durchaus neoklassisch – stets darum gegangen, Herkommen und Tradition im Produktionsbereich nach den Kriterien der Effizienz und der Gewinnmaximierung umzugestalten; dazu gehörte natürlich auch ein optimaler Einsatz der Produktionsfaktoren. Das Konzept des vielseitigen Betriebs nun, der sich und den Haushalt vermehrt selbst versorgt, war einerseits die Konkretisierung der oben beschriebenen, aus der gesamtwirtschaftlichen Lage abgeleiteten Agrarpolitik, es war aber auch gedacht als Krisenpuffer, und es trug den Gegebenheiten der Familienbetriebe Rechnung, versuchte also «Rationalität» unter neuen Bedingungen zu gestalten. Dass Laur selbst immer vor einer zu weit gehenden Umstellung auf Getreidebau warnte, ist ein Indiz dafür, wie schmal der Grat der «Rationalität» war, auf dem sich das Konzept bewegte und das wir im folgenden analysieren wollen.

Schon während des Kriseneinbruchs 1921/22 war – u. a. von Käppeli – darauf hingewiesen worden, die Bauern könnten die Auswirkungen des Preisverfalls am besten minimieren durch die Einschränkung der Ausgaben und die Erhöhung der Selbstversorgung.[22] In den 1930er Jahren wurde nun vermehrt eine «rationelle Selbstversorgung» propagiert.[23] Die Rentabilitätserhebungen zeigten zu Beginn der 1930er Jahre, dass die Kleinbauernbetriebe in der Krise die besten Ergebnisse aller Betriebsgrössenklassen beim Roh- wie beim Reinertrag erreichten, v. a. wenn sie vielseitig produzierten. Oskar Howald schloss daraus: «Der gut geleitete, nicht einseitige, sondern namentlich die Reben und Ergänzungszweige pflegende Kleinbauernbetrieb weist eine geringere Krisenempfindlichkeit auf als der grössere Betrieb.»[24] Zwei Faktoren waren dabei entscheidend: die Arbeitsverfassung und die Risikoverteilung.

Während die grösseren Betriebe darunter litten, dass die Löhne viel weniger zurückgingen als die Preise, waren die kleineren weitgehend Familienbetriebe. Diese Arbeitsverfassung galt es zu nutzen. In Anlehnung an Tschajanows Überlegungen zur Familienwirtschaft entwickelte Howald eine bäuerliche «Schicksalskurve», welche die Belastung durch die Kleinkinder und die Entlastung durch mithelfende grössere Kinder in die Arbeitsökonomie des Betriebs einbezog, und empfahl, die Betriebsstruktur dem Bestand familieneigener Arbeitskräfte so anzupassen, dass möglichst keine Fremdarbeitskräfte nötig seien. «Der Bauer wird mit einigem Unbehagen zur Kenntnis nehmen, dass zu den Forderungen bezüglich restloser Anpassung der Produktion an die Bedürfnisse des Marktes nun auch noch das Begehren kommt, die Produktion nach den vorhandenen Arbeitskräften zu richten. Und doch gibt es kein Ausweichen mehr.»[25] Er wies gleichzeitig darauf hin, dass das nicht neu, sondern eine «uralte Erscheinung des bäuerlichen Familienbetriebs» in Gebieten mit beweglichem Grundbesitz sei. «Rückzug in den

Betrieb» konnte unter Umständen also auch heissen «Rückzug auf die Familienarbeitskräfte». So riet der Aargauer Betriebsberater 1933 einem Bauern, dessen Vermögen aus ihm unverständlichen Gründen rückläufig war, aufgrund seiner Buchhaltung: «Da das Land z. Grossteil arrondiert liegt, riet ich zu Weide. Auch mit Rücksicht auf die Arbeitsverhältnisse. Z. muss danach trachten, sich möglichst bald von fremden Arbeitskräften zu befreien. Dabei Weide als arbeitssparende Einrichtung.» Umgekehrt sollen die vorhandenen Familienmitglieder genutzt werden: «Man fragt mich, ob grosse Hühnerhaltung am Platze wäre. 30 Stück geraten. Daneben für Knaben etwas Kaninchen, nicht viele.»[26] Ähnlich erklärte ein kleiner Mittelbauer seinen Erfolg: «In zäher, ausdauernder Arbeit, verbunden mit grosser Sparsamkeit, wurden wir von Nichts zu fast wohlhabenden Leuten. […] Bodenverbesserungen, Weganlagen, Ausbau am Wohnhaus und alle Reparaturen in Holz wurden selbst ausgeführt. Ausser gelegentlichen Tagelöhnern wurden keine fremden Leute beschäftigt.»[27]

Die Arbeitsverfassung des Familienbetriebs bot eine günstige Ausgangslage zur Steigerung der Selbstversorgung, denn – so argumentierte auch Laur ganz im Sinne Tschajanows: «Ganz allgemein gilt der Grundsatz, dass, wenn ungenützte Arbeitskräfte […] vorhanden sind, sich die Selbstversorgung mit deren Hilfe auch dann lohnt, wenn die Preise erheblich unter den normalen Produktionskosten des Betriebes stehen.»[28] Daher setzte Ernst Feisst mit der neuen Agrarpolitik auf die «weitestmögliche Ausdehnung der Selbstversorgung auf den Betrieb und auf den bäuerlichen Haushalt», um die Produktionskosten zu senken.[29] Selbstversorgung war für ihn also weder eine ideologisch bedingte Rückwendung zur Tradition noch blosse Krisenbekämpfung, sondern Rationalisierung des Familienbetriebs.

Dasselbe lässt sich sagen über eine Institution, die Ende der 20er Jahre entwickelt und in den 30er Jahren aufgebaut wurde: das Heimatwerk. Vom Bauernverband initiiert, dann verselbständigt, förderte es in den Berggebieten einerseits die Selbstversorgung mit Gebrauchsartikeln, anderseits die Produktion kunstgewerblicher, zum Verkauf bestimmter Gegenstände. Das Hauptziel war, den Bergbauern Winterarbeit und damit Bargeld zu verschaffen und durch Selbstversorgung die Auslagen zu reduzieren. Eine Webschule in Brugg und eine Stickschule in Zürich dienten der Ausbildung, 1943 eröffnete das Heimatwerk in Richterswil die Schule für Holzbearbeitung, das «Herzstück seiner volkserzieherischen Tätigkeit».[30] Das Heimatwerk hängt nicht direkt mit dem «Rückzug in den Betrieb» zusammen – die Gemeinsamkeit ist aber, dass beide Bestrebungen darauf aus waren, die im Familienbetrieb vorhandenen Arbeitskräfte besser auszunutzen (z. T. auch Ersatz zu schaffen für die ausfallende Heimindustrie). Selbstversorgung und Heimatwerk stehen also nicht nur für solche Aspekte der Agrarpolitik, die der Bauerntumsideologie entsprachen und nahtlos in die geistige Landesverteidigung passten –

sie hatten ebenso eine wirtschaftliche Basis im realen bäuerlichen Leben, wo sie durchaus in den Rahmen einer Modernisierungspolitik eingespannt werden konnten, die den Familienbetrieb den Bedingungen des modernen Wirtschaftslebens anpassen wollte. So forderte auch die Aargauische landwirtschaftliche Gesellschaft 1928 Handarbeitsunterricht für Burschen in den Schulen und führte selbst Handarbeitskurse durch, damit «sowohl die Betriebsleiter als auch die Angehörigen und Landarbeiter in arbeitsflauer Zeit und bei Regenwetter sich mit Gebäude- und Gerätereparaturen und anderen nützlichen Arbeiten beschäftigen können. Eine solche Ausbildung unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung ist ein vornehmes Mittel zur Rationalisierung der Arbeit in unserer Landwirtschaft.»[31] Dass dies nur unter den Rahmenbedingungen der 1930er Jahre, wo Arbeitskräfte im Überfluss vorhanden, in dieser Weise gültig war, ist offensichtlich: In der Nachkriegszeit, als Arbeitskräftemangel und beschleunigte Mechanisierung prägend waren, nahm die Modernisierung der Bauernbetriebe ganz andere Formen an.

Entsprachen diese Strategien den Intentionen der Bauern, und wie wurden sie umgesetzt? Die Frage ist allgemein schwer zu beantworten. Der ideologische Appell ans wahre Bauerntum scheint wenig bewirkt zu haben. Im Protokoll einer Berner Jungbauerngruppe heisst es 1936 abschätzig, ein Nationalrat habe an einem Vortrag vermehrte Selbstversorgung «vordiktiert».[32] Der Getreidebau wurde von den grösseren Mittellandbauern ausgedehnt, für die er dank der Stützung des Getreidepreises wieder rentabel wurde. Die kleineren Bauern und jene in den reinen Grasgebieten, die ihn bereits ganz aufgegeben hatten, scheuten die Investitionen oder wollten und konnten nicht auf das regelmässige Milchgeld verzichten. Denn Diversifizierung bedeutete nicht nur Risikoverminderung, sondern in anderer Weise auch Risikosteigerung: Die Rentabilitätserhebungen zeigten, dass die Roherträge v. a. im Pflanzenbau – in erster Linie witterungsbedingt – viel stärker schwankten als in der Rindviehhaltung und bei den Schweinen.[33] Rindviehhaltung brachte also nicht nur monatlich regelmässiges Milchgeld, die Erträge waren auch leichter konstant zu halten. Das erklärt neben anderen Faktoren, warum die kleineren Bauern aller Appelle zum Trotz mehr Milch produzierten, wenn die Preise sanken, anstatt auf Ackerbau umzustellen: Nur die Viehwirtschaft war eine ständig fliessende Bargeldquelle, die auch bei steigender Selbstversorgung für die Schuldzinsen gebraucht wurde. Kleinbauern betrieben also zwar vermehrt Selbstversorgung in Nebenzweigen, ihre Markproduktion diversifizierten sie mit Obst, Wein und Gemüse, aber gar nicht im Ackerbau. Der Marktgetreidebau war eine Sache der mittleren und grossen Bauern vorab der westlichen Schweiz, denen eine bessere Auslastung der Knechte über das Jahr hinweg in einem vielseitigen Betrieb gelegen kam.

Insgesamt veränderte sich das Verhältnis von Marktproduktion und Selbstversor-

gung allerdings nicht: 1937/38 gingen genau wie 1928–1930 84% des Rohertrags der Landwirtschaft auf den Markt (bei den kleinen Betrieben 74%, bei den grossen 87% – auch dies sind exakt die Zahlen vom Ende der 1920er Jahre).[34] Die Selbstversorgung wurde also nur im gleichen Masse wie die Produktion überhaupt gesteigert. Der Anteil der Selbstversorgung an den Haushaltungskosten blieb denn auch konstant und stieg erst im Krieg wieder an. Es brauchte den 1938 in Aussicht gestellten sanften und dann im Krieg etwas härter praktizierten Zwang, um die Mehrzahl der Bauern zum Getreidebau zu bewegen.

Doch nach 1945 stellte man in der Zentralschweiz und im Voralpengebiet wieder eine «zum Teil jähe Abkehr» von der Selbstversorgung fest, sobald die Begünstigung hinsichtlich der Menge wegfiel und Brot und Mehl stark verbilligt wurden.[35] All das weist auf rationales Verhalten hin. Die Antwort auf die eingangs gestellten Fragen lautet in einem Satz: Der Widerstand gegen die Konsumgesellschaft, von dem John Berger sprach, war eingebaut in die bäuerlichen Lebensverhältnisse, welche eine sparsame Lebensweise erzwangen, nicht in eine – geschichtslose – bäuerliche Mentalität. Ursula A. J. Becher stellt in einer Untersuchung zum modernen Lebensstil, der eng mit der Konsumgesellschaft verknüpft ist, zu Recht fest, dass dieser Lebensstil «aus der urbanen Lebensweise hervorgeht und sich weitgehend in der Auseinandersetzung mit städtischen und dann industriell bestimmten Lebensbedingungen entwickelt».[36] Sie macht diesen Lebensstil v. a. am Essen, am Wohnen, an der Freizeit und am Reisen fest – das macht schnell deutlich, warum die Bauern daran lange Zeit nicht partizipierten: Ihr Essen blieb, da zu einem wesentlichen Teil aus dem Eigenanbau stammend, in Zusammensetzung und Zubereitung viel länger traditionell; sie wohnten weiterhin an ihrem Arbeitsort und kannten deshalb und wegen der betrieblichen Zwänge die moderne Form der Freizeit nicht; Ferien wie Reisen gab es aus organisatorischen und finanziellen Gründen nicht. Dass die Bauern an diesem modernen Lebensstil nicht teilnahmen, sollte indessen nicht dazu verleiten, alle ihre Verhaltensweisen unter dem Gesichtspunkt des Traditionalismus zu deuten.

Auch jene zahlreichen Bauern, welche die anderen erwähnten Elemente der Selbstversorgung aufgriffen, handelten rational – nicht im betriebswirtschaftlich-buchhalterischen Sinn einer Unternehmung, aber im Sinn einer familienwirtschaftlichen Rationalität, die von den vorhandenen Arbeitskräften ausging. Der Traditionalismus der Bauern lag nicht darin, dass sie (vermehrt) Selbstversorgung betrieben – sie blieben ja, wie wir gesehen haben, in genau gleichem Ausmass Nahrungsmittelproduzenten für den Markt –, sondern im Festhalten an der Familienwirtschaft. Aber auch dies war unter den Bedingungen eines nicht mehr aufnahmefähigen Arbeitsmarktes in den 1930er Jahren durchaus rational, für den Einzelnen wie für die Volkswirtschaft. In gewissem Sinn haben wir hier teils eine Parallele, teils eine

Tab. 2: *Selbstversorgung der Buchhaltungsbetriebe in der Schweiz 1906–1945**

Periode	Anteil der Selbstversorgung an den Haushaltungskosten (in %)	Anteil der pflanzlichen Erzeugnisse an der Selbstversorgung (in %)
1906/10	59	
1911/15	58	
1916/20	67	38
1921/25	59	35
1926/30	56	36
1931/35	56	36
1936/40	55	35
1941/45	64	40

* Nach Hans Brugger, *Selbstversorgung,* 205 f.

Umkehrung des Vorgangs in protoindustriellen Zeiten, wo Familienwirtschaften im gewerblichen Bereich dadurch konkurrenzfähig wurden, dass sie dank landwirtschaftlicher Selbstversorgung ihre Arbeitskraft «unter Wert» einbringen konnten.[37] Die Bauern der 1930er Jahre konnten dank Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, aber auch mit handwerklicher Arbeit günstiger für den Agrarmarkt produzieren.

«Die Familienwirtschaft bleibt ein vorkapitalistisches Reservat auch noch unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen», hat Hans Medick geschrieben.[38] Diese Feststellung wäre für unseren Zeitraum zu modifizieren. Die Familienwirtschaft wird in der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert, indem sie in den modernen bäuerlichen Familienbetrieb transformiert wird, einer sich den kapitalistischen Produktionsverhältnissen anpassenden Entwicklung dienstbar gemacht. Traditionell daran bleibt v. a. die wirtschaftliche Funktion der Familienmitglieder. Dass die Frauen dabei durchaus nicht nur Objekte bleiben mussten, wird im Beitrag von Peter Moser (in diesem Band) deutlich. Den Preis für diese Form der Rationalisierung aber haben sicher z. T. die Bauernkinder bezahlt: Sie wurden wieder vermehrt – oder zumindest nicht, wie es dem Trend der übrigen Gesellschaft entsprochen hätte, weniger – zur Mitarbeit herangezogen.

Es wäre zwar übertrieben, den von Agrarpolitikern propagierten und in der einen oder anderen Form auch teilweise realisierten «Rückzug in den Betrieb» und in die – angeblich – eigene Kultur als «reculer pour mieux sauter» zu bezeichnen, aber es war nicht nur ein «reculer pour résister», sondern auch ein «reculer pour mieux s'intégrer» – es war ein weiterer Schritt in Richtung rationelle Produktion,

der unter den speziellen Bedingungen der 1930er Jahre die Form eines scheinbaren Rückzugs annahm, die Bauern aber dennoch nicht vom Weg abbrachte, der ihnen – ob sie wollten oder nicht – bevorstand: ihrer Auflösung in der Konsumgesellschaft.

Anmerkungen

1 John Berger, *SauErde*, München 1982, 287 (Die Übersetzung von «peasantry» mit «Bauernstand» ist sehr unglücklich – ich habe sie daher durch «Bauernschaft» ersetzt.).
2 John Berger, *SauErde*, 268.
3 Hans Brugger, «Die Selbstversorgung in der schweizerischen Landwirtschaft», in: *Stand der Forschung auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre des Landbaues. Festschrift zum 80. Geburtstag von Ernst Laur*, Brugg 1951, 189.
4 *Schweizerische Bauernzeitung* Sept. 1916.
5 J. Käppeli, M. Riesen, *Die Lebensmittelversorgung der Schweiz unter dem Einfluss des Weltkrieges von 1914 bis 1922*, Bern 1925, 123 f.
6 Botschaft des Bundesrates betr. Sicherung der Getreideversorgung des Landes vom 27. 5. 1924, *Bundesblatt* 1924, 401 f. (Zitate: 435, 450).
7 Protokoll der Konferenz betr. Ausdehnung des Getreidebaus vom 27. 2. 1935, Bundesarchiv 7220 (A) 6, Bd. 2.
8 Protokoll der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, Bundesarchiv 7220 (A) 1, Bd. 56.
9 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* März 1935.
10 Exportindustrie: Derek H. Aldcroft, *Die zwanziger Jahre. Von Versailles zur Wallstreet 1919–1929* (Geschichte der Weltwirtschaft im 20. Jh. 3, hg. von W. Fischer), München 1973, 345. Landw. Export: *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* 1952, 420.
11 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* Jan. 1935, 3.
12 Ernst Laur, *Erzeugung für den Markt oder zur Deckung des Eigenbedarfs in der Landwirtschaft?* S. A. Berichte über Landwirtschaft 1928, Berlin, 2–4.
13 Werner Baumann, *Bauernstand und Bürgerblock. Ernst Laur und der Schweizerische Bauernverband 1897–1918*, Zürich 1993, 42.
14 Hans Brugger, *Selbstversorgung,* 200 f.
15 A. Volkart, Die Förderung des Getreidebaus in der Schweiz, Ms. 1915, Bundesarchiv 7220 (A) 1, Bd. 14.
16 *Jahresbericht des Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins* 1921, 17 f.
17 Der Berner BGB-Ständerat Weber im Ständerat 29. 3. 1939, *Sten. Bull. der Bundesversammlung* 49, 273.
18 Ernst Laur, *Erzeugung für den Markt*, 10.
19 Protokoll des Nationalrats, 30. 1. 1939, *Sten. Bull.* 49, 4.
20 Oskar Howald, *Betriebswirtschaftliche Selbsthilfe. Ein Weg aus der Krise*, Bern 1934, Vorwort und 37 f.
21 Vgl. Hartmut Brandt, *Von Thaer bis Tschajanow. Tradition und Wandel in der Wirtschaftslehre des Landbaus,* 2. Aufl., Kiel 1994; Werner Baumann, *Bauernstand und Bürgerblock, 261 f.*
22 *Jahresbericht des Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins* 1922, 24.

23 Vgl. O. Howald, «Rationelle Selbstversorgung», *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* Dez. 1936.
24 *Schweizerische Bauernzeitung* Dez. 1933. Ausführliche Erörterung in Howalds Vortrag ‹Neuere Untersuchungen über die bäuerliche Betriebs- und Familienwirtschaft›, *Schweizerische landwirtschaftliche Monatshefte* April 1932; vgl. auch O. Howald, «Grundsätze für eine rationelle Betriebswirtschaft in der Gegenwart», in: *Schweizerische landwirtschaftliche Monatshefte* Dez. 1939. Wie dieses Konzept von den Bäuerinnen aufgenommen und weiterentwickelt wurde, wird im Beitrag von Peter Moser in diesem Band dargestellt.
25 *Schweizerische landwirtschaftliche Monatshefte* April 1932, 104.
26 Tagebuch eines Betriebsberaters 2 (Privatbesitz), 24. 7. 1933.
27 *Schweizerische landwirtschaftliche Zeitschrift* 1935, Sondernummer 60, 367.
28 Ernst Laur, *Erzeugung für den Markt*, 10.
29 Radioansprache 1938, in: Ernst Feisst, *Durchhalten. Schweizerische Lösungen zur Ernährungs- und Agrarpolitik während und nach dem Kriege,* Bern 1944, 7.
30 *25 Jahre Heimatwerk*, Zürich 1955, 62 f.
31 *Berichte des Vorstandes der Aargauischen landwirtschaftlichen Gesellschaft* 1928, 13.
32 Protokollbuch der Jungbauerngruppe Kirchdorf 14. 2. 1936, Archiv Möschberg.
33 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* April 1932, 100.
34 *Landwirtschaftliches Jahrbuch* 1940, 504.
35 Hans Brugger, *Selbstversorgung,* 196.
36 Ursula J. Becher, *Geschichte des modernen Lebensstils,* München 1990, 17.
37 Hans Medick, «Familienwirtschaft als Kategorie einer historisch-politischen Ökonomie. Die hausindustrielle Familienwirtschaft in der Übergangsphase zum Kapitalismus», in: M. Mitterauer, R. Sieder (Hg.)*Historische Familienforschung*, Frankfurt a. M. 1982, 278.
38 Hans Medick, *Familienwirtschaft,* 272.